

anzeiger

Vereinigung für Gelernte und interessierte Fachleute aus der grafischen Branche, Luzern ♦ www.schwarzkunstwerk.ch ♦ Historische Druckwerkstatt im Kloster Einsiedeln

Vom Lesen und vom Leben

Wer kennt Don Quijote de la Mancha, den Ritter der traurigen Gestalt, nicht? Vor mir steht eine Tasse mit einer Darstellung der Figur aus dem berühmten Roman von Miguel de Cervantes Saavedra: Eine dünne, langgezogene Gestalt – so dünn wie eine Alberto-Giacometti-Figur – sitzt mit Speer und Schild bewaffnet auf einem mageren Pferd, daneben ein untersetztes Dickerchen auf einem Esel. Die Sonne gleisst, und in Hintergrund sind als Schemen ein paar Mühlen zu sehen.

Viele kennen Don Quijote – wenige haben das ganze Buch gelesen. Darum ist er für viele einfach das Sinnbild des ewig gestrigen Menschen, der in der Zeit zurückschaut und in einer längst vergessenen Vergangenheit lebt. Wenn Don Quijote gegen Mühlen kämpft, ist das lustig – und traurig zugleich: Der Trottel ist nicht lebensfähig, heute würde er im besten Fall als Stadtoriginal von einer einfachen IV-Rente leben.

Ein Buch über das Leben

Miguel de Cervantes berühmtes Buch über den Junker aus einem unbekannten Ort von der Mancha ist für mich in erster Linie ein Buch über das Lesen. Don Quijote ist vor allem Leser: «Man muss nun wissen, dass dieser obbesagte Junker alle Stunden, wo er müssig war – und es waren dies die meisten des Jahres –, sich dem Lesen von Ritterbüchern hingab.» Mit dem gebildeten Pfarrer seines Ortes und mit Meister Nikolas, dem Barbier, streitet er sich leidenschaftlich darüber, wer denn der beste Ritter gewesen sei. Schliesslich versenkt er sich Tag und Nacht in die Bücher, «und so, vom wenigen Schlafen und vom vielen Lesen, trocknete ihm das Hirn so aus, dass er zuletzt den Verstand verlor.»



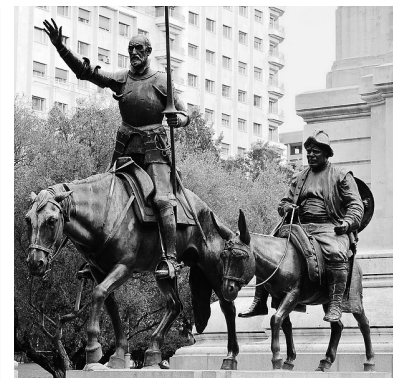
Die Phantasiewelt der Ritterromane wird Don Quichote so zur Realität und er entschliesst sich, «zur Mehrung seiner Ehre als auch zum Dienste des Gemeinwesens, sich zum fahrenden Ritter zu machen und durch die ganze Welt mit Ross und Waffen zu ziehen.»

Schon nach den ersten Abenteuern von Don Quijote, die Missgeschick an Missgeschick reihen, wollen der Pfarrer und der Barbier den Junker heilen, indem sie den Zauber, der von vielen Büchern ausgeht, aus der Welt schaffen. Ein Buch nach dem anderen aus dem Gemach von Don Quijote wird geprüft, denn die schädlichen Bücher sollen dem Feuer übergeben werden. Es fliegen viele Bücher auf den Scheiterhaufen, doch die besten und wohl phantasievollsten Ritterromane werden vor dem Feuer verschont, da die beiden «Inquisitoren» ja selber Liebhaber dieser Geschichten sind. Zum Schluss stossen sie auf dünne Gedichtbände über die Liebe. Auch hier erweist sich der Pfarrer als überaus kundiger Leser: Die zehn Bücher von den Schicksalen der Liebe haben ihn offenbar

ebenso verzaubert wie die Ritterromane den Junker. Er schwärmt unverhohlen: «Bei den Weihen, die ich empfangen, ich sage Euch, dass seit Apoll Apoll ist und die Musen Musen und die Poeten Poeten, ein so unterhaltendes und närrisches Buch wie dieses ist nicht geschrieben worden, und in seiner Weise ist es das beste und erlesenste von allen, die in dieser Dichtungsart ans Licht der Welt getreten sind; und wer es nicht gelesen hat, darf wohl glauben, dass er nie etwas Ergötzliches gelesen hat. Gebt mir es her, Gevatter, denn diesen Fund schätze ich höher, als wenn man mir einen Chorrock aus florentinischen Stücken geschenkt hätte.»

Auch etliche Hirtengedichte werden verschont. Mit einigem Schmunzeln wird der Leser zum Schluss des Romans lesen, dass Don Quijote nach unzähligen Abenteuern in sein Dorf zurückkehrt und dem Pfarrer eröffnet, er werde ein Jahr als Schäfer leben und «in der Einsamkeit seine Zeit zubringen, wo er seinen Liebesgedanken freien Lauf lassen und sich in dem tugendsamen schäferlichen Beruf üben könne.»

Das Denkmal von Don Quijote, dem Ritter von der traurigen Gestalt, auf seinem Pferd Rosinante und seinem treuen Diener Sancho Pansa in Spaniens Hauptstadt Madrid.



Distanziertes oder leidenschaftliches Lesen

Miguel Cervantes stellt mit seinem Roman die Frage nach der Wirkung des Lesens. Für rationale Wissenschaftler ist klar, dass der Leser Wahrheit und Fiktion unterscheiden muss. Gerhard Poppenberg zum Beispiel schreibt: «Don Quijote selbst zeigt, dass die etwa in der Schule erworbene elementare Fähigkeit zu lesen mitnichten eine Befähigung zum Lesen von Literatur ist. Ja, der Roman legt nahe und bestätigt das durch eine Reihe von Symptomen, die Don Quijote aufweist und die den Zeitgenossen deutlich als pathologisch erkennbar waren, dass die Unfähigkeit, einen literarischen Text als literarischen Text zu lesen, nicht nur ein Zeichen von Verrücktheit, sondern eine elementare Form von Wahnsinn ist.»

Diesem Verständnis, wie Literatur gelesen werden soll, widerspreche ich mit Leidenschaft. Literatur kann nicht distanziert und mit kühlem Kopf gelesen werden. Nur wenn ich mich wie Don Quichote mit Haut und Haaren auf die Lektüre einlasse, trifft sie mich im Innersten, bewegt und verändert sie mich. Dann wird Literatur Teil meines Lebens. Der amerikanische Literaturwissenschaftler und Philosoph Richard Rorty war überzeugt, dass gute Literatur uns zu besseren, vor allem empfindsameren Menschen macht. Dies geschieht aber nur, wenn Fiktion in uns reales Erleben auslöst und so eben gerade nicht mehr reine Fiktion ist, sondern zumindest in unserem Inneren lebt und somit bis zu einem gewissen Grad real wird.



1547 kam Miguel de Cervantes als Kind eines verarmten Landadligen auf die Welt. Er studierte in Salamanca Theologie, wurde von der Polizei verfolgt und flüchtete nach Rom. Später schliesst er sich der in Neapel stationierten spanischen Marine an. Er nimmt 1571 an der Schlacht von Lepanto teil, die das Abendland vor den Türken bewahren sollte. Wird verletzt und als Sklave nach Algier verschleppt. Wieder in Freiheit und unvernünftig beginnt er mit der Schriftstellerei und heiratet. Die Ehe geht aufgrund seiner Untreue in die Brüche und er verdingt sich als Steuereintreiber. Weil er in die eigene Tasche wirtschaftet, landet er im Gefängnis. Dort findet er die Musse, 1605 den ersten Teil seines Werkes zu schreiben, das ihn weltberühmt macht: «El ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha».

Ein Gedicht als Begleiter

Vor über 40 Jahren legte ein junger Englischlehrer uns 28 Gymnasiasten das Gedicht «London» von William Blake (1757–1827) vor. In diesem Gedicht beschreibt der englische Frühromantiker das Elend der Menschen im frühindustriellen London:

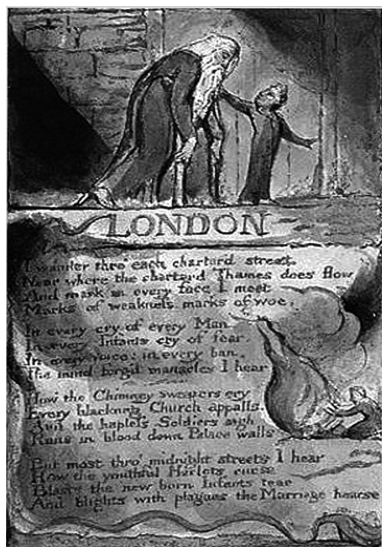
LONDON

I wander thro' each charter'd street,
Near where the charter'd Thames does flow.
And mark in every face I meet
Marks of weakness, marks of woe.

In every cry of every Man,
In every Infants cry of fear,
In every voice: in every ban,
The mind-forg'd manacles I hear

How the Chimney-sweepers cry
Every blackning Church appalls,
And the hapless Soldiers sigh
Runs in blood down Palace walls

But most thro' midnight streets I hear
How the youthful Harlots curse
Blasts the new-born Infants tear
And blights with plagues the Marriage hearse.



LONDON

Ich wand're durch verkaufte Gassen,
Wo die verkaufte Themse fließt
Und wo aus jedem dieser blassen
Gesichter Weh und Schwäche spriesst.
In jedem Schrei von jedem Mann,
In Angst, die Kinder weinen macht,
In jeder Stimme, in jedem Bann
Hör' Fesseln ich, vom Hirn erdacht.
Wie eines Schornsteinfegers Harm
Jedweder Kirche Dunkeln schreckt;
Wie hilflos der Soldatenarm
Verblutend die Palastwand fleckt.
Doch meist muss Mitternachts ich hör'n,
wie junger Strassenhure Plagen
Des Neugebor'nen Trän' zerstör'n,
Und Seuchen streu'n dem Hochzeits-
Totenwagen.

William Blake
(1757–1827)
war ein
englischer Dichter,
Naturmystiker,
Maler und der
Erfinder der
Reliefdruckung.

Sowohl sein
künstlerisches
als auch sein
literarisches Werk
wurde von seinen
Zeitgenossen
weitgehend ab-
gelehnt.
Erst Mitte des
19. Jahrhunderts
wurden seine
Arbeiten von den
Präraffaeliten
entdeckt, fanden
allgemein
Anerkennung und
später auch in
der Popkultur
Verbreitung.

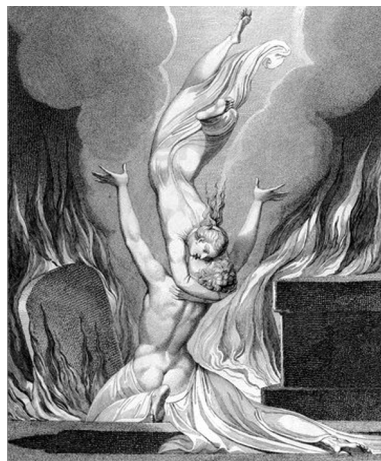
William Blake
**Die Wieder-
vereinigung der
Seele und dem
Körper**

Das Gedicht packte mich damals, und es hat mich bis heute nicht losgelassen. Besonders der letzte Vers der zweiten Strophe zog mich in seinen Bann.

Die übliche deutsche Übersetzung «hör' Fesseln ich, vom Hirn erdacht» ist mir zu wenig stark. Die Fesseln werden geschmiedet, man muss sie sich als schwere eiserne Hand- oder Fussfesseln vorstellen. Diese Schellen verstand ich vor 40 Jahren als offensichtliche gesellschaftliche Unterdrückungsinstrumente. Hirne haben diese Fesseln ersonnen, um damit die Menschenmassen auszubeuten; sie sind sichtbare Mittel der Repression.

Heute verstehe ich die «mind-forg'd manacles» anders, subtiler: Die Menschen schmieden die eigenen Fesseln selber. Die Disziplinar- und Kontrollgesellschaft ist nicht mehr auf den äusseren Zwang angewiesen, in scheinbarer Freiheit unterwerfen wir uns dem Zwang zum Selbstzwang.

Was der französische Soziologe Michael Foucault in ausladenden Texten und in einer komplizierten Sprache ergründet, beschreibt Blake für mich klar und deutlich. Natürlich hatte der englische Dichter unsere modernen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht als Visionen im Kopf. Sein Bild der Fesseln war damals eine phantasievolle Metapher, heute ist es für Psychologen und Soziologen eine Darstellung, welche die mentale Situation vieler Menschen klar beschreibt – und schon in wenigen Jahren wird die Neurochirurgie vielleicht wirkliche «Hirnschel-



len», z. B. bei Triebtätern einsetzen können.

Nicht selten ist es so, dass erst die Fiktion in der Literatur uns zur Wirklichkeit im Leben führt, indem sie uns die Augen dafür öffnet. Dieser scheinbare Widerspruch führt mich zurück zu Don Quijote: «Er weist hinüber in die Zukunft, indem er zurückschaut. Das tat er von jeher.» (Hans Mayer)

DR. CLAUDIO CADUFF

Über Blakes «London» könnte man viel schreiben. Wie unübersetzbar es ist. Wie dicht seine Bildersprache, wie gewählt – und gewaltig! – seine Worte. Wie die Mehrfachbedeutungen und Wiederholungen das Bild des Schreckens und des Grauens noch schrecklicher und noch grauenvoller erstehen lassen. Der Mensch ist darin unrettbar verstrickt.

William Blake, der kindesgleiche Visionär, wurde von seinen Landsleuten für verrückt gehalten. Denn verrückt war er ja auch – wenngleich, wie wir es heute empfinden, von der ungerechten Gesellschaftsseite abgerückt: Sein Rücken hatte jedenfalls sehr schwer daran zu tragen.

William Wordsworth meinte nach Blakes Tod: «Es gibt keinen Zweifel daran, dass der arme Mann geisteskrank war, aber in seiner Geisteskrankheit liegt etwas, das mich mehr interessiert als die geistige Gesundheit von Lord Byron und Walter Scott.»

Hat uns William Blake heute überhaupt noch etwas zu sagen, von akademischer Ästhetik einmal abgesehen? Bedenken Sie dieses: Blake beklagt sich, dass das London an der Themse und sogar die Themse selbst «gechartert» wurden; dass das ungehinderte Streben nach kommerzieller Kontrolle über Mensch und Natur, aufgebaut auf staatlicher und persönlicher Raffgier – manchmal, aber leicht zu falschen Schlüssen führend, als «Sozialdarwinismus» bezeichnet – (Songs of Experience) das gesunde Menschenempfinden und dessen Naturmoral (Songs of Innocence) zerstöre. Unlängst was von Bankensanierungen und Stimulus-Paketen für die armen Reichsten gehört?

«Ein Schriftangebot wie aus dem Brockenhaus»

Finden Sie Lesen am Bildschirm anstrengend? Dann sind Sie bei Typografie-Experte Ralf Turttschi richtig. Er kritisiert Tablets, Apps und das Web scharf.

Sie sagen, das Lesen am Bildschirm sei eine Qual und unnötig anstrengend. Warum?

Für die Leserlichkeit am Bildschirm gelten andere Voraussetzungen als beim Papier. Die Kontrastverhältnisse und die Lesedistanz verlangen eine bestimmte Textgrösse, es geht aber auch um die Auflösung. Die wird zwar zunehmend besser, neue Screens haben eine ähnlich gute Auflösung wie der Druck. Das Problem ist jedoch, dass die Schriften heute für eine Grösse von zwölf Punkt optimiert sind. Die Grundschrift eines Magazins oder einer Zeitung liegt aber im Bereich von acht bis neun Punkt.

Warum ist das ein Problem?

Je kleiner die Schrift abgebildet wird, desto grösser muss der Abstand zwischen den Buchstaben sein. Wenn das nicht der Fall ist, laufen die einzelnen Buchstaben bei kleinen Schriftgrössen am Bildschirm optisch zusammen. Ein kleines M kann man beim Lesen kaum von zwei N unterscheiden. Die Unterscheidung der Buchstabenformen und Abstände beeinflusst den Lesefluss.

Werden Schriften nach wie vor für den Druck gestaltet, obwohl immer mehr Texte am Bildschirm konsumiert werden?

Ja. Es gibt zwar Schriften fürs Web, die man gut lesen kann. Die meisten Schriftgestalter zeichnen ihre Schriften aber nach wie vor für den Druck. Die Webentwickler ihrerseits sind häufig Leute mit IT-Hintergrund. Oft ist auch wenig Wissen in Agenturen vorhanden,



Kritisiert die fehlende Leserfreundlichkeit bei digitalen Publikationen:
Ralf Turttschi, gelernter Schriftsetzer und Fachbuchautor.

wie eine Schrift ausgerichtet werden muss, damit sie auf dem Bildschirm leserlich ist.

Das heisst, es fehlt das Verständnis für das Medium Bildschirm?

Personen, die Texte für den Bildschirm – übrigens auch für Print – aufbereiten, sind sich selten bewusst, wie man optimale Leserlichkeit erreicht. Dabei ist dies uraltes Wissen. Wenn im 18. Jahrhundert die Buchstaben einer Bleischrift gegossen wurden, skalierte man nicht einfach auf verschiedene Grössen. Die Garamond war für 20 Punkt anders geschnitten als für 6 Punkt, die grössere Buchstabenabstände aufwies. Die Laufweitenkorrektur wurde ganz automatisch berücksichtigt.

Wer mit Büchern aufgewachsen ist, ist das Bildschirmlesen nicht gewohnt. Heute starren Kinder aber schon im Kindergarten auf Displays.

Beim Lesen sind wir alle auf Wortbilder konditioniert. Nachdem wir in der Schule das Lesen gelernt haben, haben wir diese Wortbilder durch Übung tausend- und millionenfach vor Augen. Im

Hirn funktioniert ein Wortbild wie ein virtuelles Schlüsselloch. Je besser das erfasste Wortbild in dieses virtuelle Schlüsselloch passt, desto leichter entschlüsseln wir den Inhalt. Da kann man sich durchaus umgewöhnen. Das gelingt aber nicht, wenn die Buchstaben optisch zusammenwachsen und kaum mehr unterscheidbar sind.

E-Books haben gedruckten Büchern etwas voraus: Schriftgrösse oder Zeilenabstand lassen sich einstellen.

Das finde ich grundsätzlich komfortabel. Die Schrift selbst wählen zu können, ist cool. Doch auf den E-Readern finden sich immer die genau gleichen alten Schriften. Zum Beispiel die Palatino aus dem Jahr 1950 und die Times New Roman von 1931. Das kommt mir vor, als würde man heute ein Auto mit eisenbeschlagenen Rädern fahren. Und auch die Helvetica von 1957 ist nicht totzukriegen – es ist etwa so sexy, wie mit einem postgelben VW-Käfer herumzufahren. All diese alten Schriften wie Didot, Courier, Bodoni, Caslon, Futura, Baskerville, Cochin und so weiter wurden nie für den Bildschirm gezeichnet. Sie erfüllen die hohen Ansprüche an die Leserlichkeit auf mobilen Lesegeräten überhaupt nicht.

Was verbessert die Lesbarkeit?

Verschiedene Faktoren, zum Beispiel ist schwarze Schrift auf weissem Hintergrund am besten lesbar. Aber es gibt Gestalter, die es für eine gute Idee halten, eine dünne Helvetica Light noch auszugrauen. Der Leser sitzt dann mit seinem Tablet am Strand im hellen Licht, wo die Schrift auf dem Screen an sich schlecht zu erkennen ist – und mag den Text überhaupt nicht mehr konsumieren. Dabei hat jeder Text den Anspruch, gelesen zu werden, sonst ist er sinnlos.

Die Gestalter und Designer setzen die falschen Prioritäten?

Leserlichkeit muss im Grundtext das erste Ziel sein. Doch mit einer Website oder einer App, die angenehm lesbar ist, sind für Gestalter und Entwickler keine Lorbeeren zu gewinnen. Die holt man mit Buttons, Farben oder Bewegungsbildern. Wenn Reiter abgerundet sind, wenn es Schlagschatten und 3-D-Effekte hat, dann finden das alle obergeil.

Ist das die Schuld der Anwender, die nach neuen Funktionen gieren, statt auf leichte Benutzbarkeit zu achten?

Für mich lautet die Frage: Wer gestaltet die Schriften? Früher waren das typophile Leute wie Adrian Frutiger, der sich intensiv mit Leserlichkeit auseinandersetzte und in der Signalethik hundertprozentig sattelfest war. Das waren Schriftsetzer, die das von der Pike auf gelernt hatten. Doch was passiert heute? Durch leistungsfähige Tools kann jeder alles in drei, vier Tagen

Mit Ralf Turtzsch sprach Matthias Schüssler vom Tages-Anzeiger

September 2014

Foto:
Reto Oeschger

selbst machen. Heerscharen von Quereinsteigern haben eine Schnellbleiche bekommen und von Leserlichkeit noch nie gehört.

Sie geben also Andrew Keen recht? Er hat im Buch «Cult of the Amateur» angeprangert, dass durch die technische Revolution Amateure das Ruder übernehmen.

Ich traue mir nicht zu, das bezüglich der Technik abschliessend zu bewerten. Ich kann aber das Visuelle und das Grafische beurteilen. Und was hier an sogenannten Neuerungen auf uns zukommt, ist grundlegend falsch, katastrophal in meinen Augen. Die Benutzeroberfläche von Apple mit der dünnen Schrift und den hauchdünnen Linien: Die sind für Leute mit Sehschwäche eine Zumutung.

Dieses Design wurde aber nicht von einem Amateur gemacht, sondern von Sir Jony Ive, Apples Design-Guru.

Apple ist eine Firma, die sich mit Produktedesign auskennt. Aber

sobald es um Typografie geht, sind das die grössten Dilettanten. Das Schriftangebot ist wie aus dem Brockenhaus: uralte Schriften, sehr viel Ähnliches, nichts, was im Kleinen leserlich wäre. Übrigens sind bei den andern Big Playern die gleichen Probleme vorhanden. Eine tolle Schrift zu gestalten, kostet heute ungefähr 100 000 bis 200 000 Franken. Apple könnte locker zehn tolle und moderne Schriften für die ganze Welt entwickeln und sie meinetwegen «Apple Grotesk» und «Jobs Serif» nennen.

Das würde aber kaum so grosse Wellen werfen wie ein grösseres iPhone oder eine Armbanduhr.

Ist es nicht schade, wenn man in einer Entwicklung wie den Apps mittendrin stehen bleibt? Warum nicht Design für mehr Leserlichkeit? Es kommt hinzu, dass die Amerikaner ein anderes typografisches Bewusstsein haben als wir Europäer. Da kann ein Blocksatz auch riesige Löcher haben – sie haben eine viel höhere Schmerzschwelle als wir.

Erste Gautschete in Erstfeld (Uri)

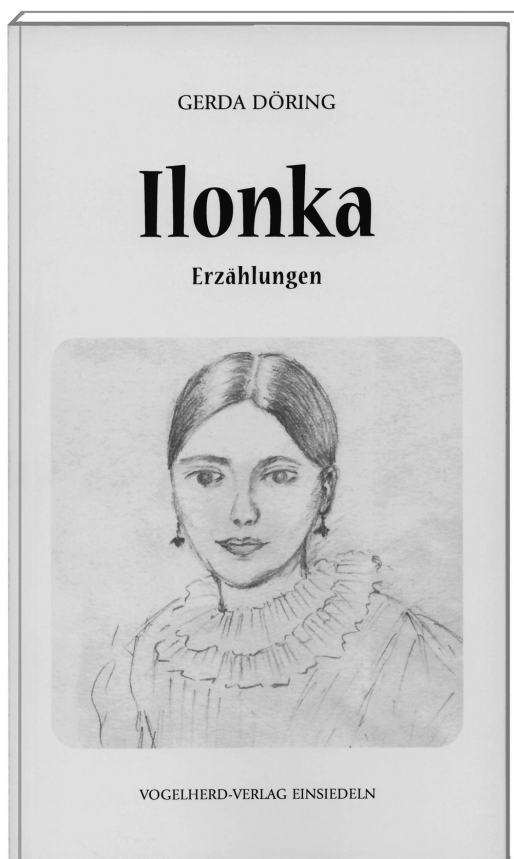
Erstmals in der Geschichte Erstfelds wurde nach altem Brauch ein Drucker gegautscht. Nach bestandener Lehrabschlussprüfung ist Ayumi Nojima im Dorfbrunnen in Erstfeld getauft worden. In Anwesenheit der gesamten Belegschaft

in der Druckerei
GASSER AG
Gotthardstr. 112
6472 Erstfeld

hatte sich der junge Berufsmann der Macht des Schicksals bzw. der Gautschmeisterin Beatrice Gasser-Christen zu fügen und die verschiedenen Zeremonien über sich ergehen zu lassen. Die Druckerei Gasser AG gratuliert Ayumi Nojima zur

«Gautschete» und damit zur offiziellen Aufnahme in den Berufskollegenkreis und dankt ihm für seinen tollen Einsatz. Der Gautschbrief wurde von «schwarzkunstwerk» in der Druckwerkstatt im Kloster Einsiedeln hergestellt.





Gerda Döring ist mit diesem liebevoll gestalteten Bild- und Textband ein kleines Kunstwerk gelungen. Ihre Erzählungen sind von vielen Details durchdrungen und haben trotzdem eine innere Spannung bewahrt. Ihre Beschreibungen geben eine naturnahe, gut beobachtete Atmosphäre der Schauplätze. Die Schilderung der Natur zeigt subtil die Veränderung der Dramatik und die Entwicklung der Handlung an. Wenn die eindringliche Beobachtung von Details der Umgebung, der Pflanzen, der Tageszeit wie auf einer Palette der zu beginnenden Malerei ausgebreitet wird, ist zugleich eine Grundstimmung gelegt für die Befindlichkeit der beschriebenen Figuren.

Was sind das für Figuren, die in diesen Erzählungen die Hauptrolle spielen? Gerda Döring nähert sich ihnen vorsichtig, als möchte sie ihnen nicht zu nahe treten, behutsam entwickelt sie deren Psyche und Physis. Wenige sehr eindeutige Aktionen werden in den Geschichten akut. Zwänge scheinen auf

Gerda Döring
ILONKA
und andere
Erzählungen

Vogelherd-Verlag
Einsiedeln

112 Seiten mit
10 farbigen
Zeichnungen

Format
12×20 cm

und sind Startsignale zu Veränderungen. Auch hier wird auf kein wichtiges Detail verzichtet. Nachträge sind angebracht. Einschübeln nötig. Die Erzählung fließt so spielerisch dahin als würde sie gerade erfunden und trägt doch den Stempel des Erlebten.

Zur Genauigkeit verpflichtet, muss sich die Wortwahl von Gerda Döring umso ausschweifender gebärden, denn ohne Fantasie ist es unmöglich, die vielen feinen Details dem Leser näher zu bringen. Alles, was der Autorin Auge gleichzeitig sieht, ist beschrieben, die Natur, die Menschen, deren Gefühle, ihre kulturelle Herkunft und ihr Selbstaussdruck. Alles ist gleich wichtig, all dies drängt sich zugleich auf und gestaltet sich zur sprachlichen Impression in langen Wellen. Doch diese Sprachsätze – Sprachschätze – sind keinesfalls barock, sie sind aktuell und vermögen eine Differenzierung zu zeigen wie in einem guten Film. Die Ausstattung, würde man sagen, ist üppig und wird der Erzählung und ihrer Zeit gerecht. Mit diesen feinfühligsten und sprachlich originell beschriebenen Details schenkt Gerda Döring der Leserin, dem Leser ein Panoptikum, das er gut gebrauchen kann, um die Figuren in Aktion zu sehen, auch unerwartet dramatische.

Cornelia Böhler

Feinfühlig ist die Sprache von Gerda Döring, mit der sie uns Einblicke gibt in ihre Erlebniswelt, ihre Empfindungen und in ihre Beobachtungen, welche bis weit zurück reichen in die Jugendjahre im fernen Kroatien.

Die Erzählungen wirken nicht durch Wortgewalt, die Spannung entsteht durch schlichtes Formulieren, das beim Lesen Freiraum lässt für Gedanken zwischen den Zeilen. Das macht das Geschriebene so lesens- und liebenswert.

Silvia Neeracher Brack

Bestellungen:

Gerda Döring, Sonnmattstrasse 4, 6045 Meggen

Preis: Fr. 27.– plus Porto

Wenn Sie unsere Ziele unterstützen wollen, dann werden Sie Gönner unserer Vereinigung – sei es als Fachmann/Fachfrau, Freund oder Sympathisant der Schwarzen Kunst. Unser Leitbild: Pflegen und Erhalten des alten, ausgestorbenen Handwerks der Schriftsetzer und Buchdrucker. Pflegen der guten Kontakte untereinander und Weitergeben der vergessenen Berufskennntnisse sowie praktisches Arbeiten in der Druckwerkstatt.

Überraschen Sie Ihre Freunde mit selber gesetzten und gedruckten Karten usw. Möchten Sie in der Druckwerkstatt mithelfen – Ihre eigenen Projekte in unserer Bleisetzerei verwirklichen? Sie sind herzlich eingeladen. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf und Sie können Ihre eigenen Drucksachen selber oder mit unserer Hilfe setzen und drucken.

Haben Sie eine interessante Geschichte (ob aus dem Berufsleben oder allgemein)? Gerne veröffentlichen wir Ihre Texte und Ihre Bilder in unserem «anzeiger».

Ihre Anfrage betreffend

- **Gautschbriefe**
- **Besichtigungen**
- **WORKSHOPS**
- **Gönner-Mitgliedschaft**
- **Drucksachen**

finden Sie in den Formularen auf unserer Website.

Der **anzeiger** erscheint
ein- bis zweimal pro Jahr

www.schwarzkunstwerk.ch

Wolfgang E. Czekalla
Würzenbachstr. 66, 6006 Luzern
cze1@bluwin.ch

POSTFINANCE
schwarzkunstwerk
6006 Luzern

KONTO 85-517345-6

IBAN CH34 0900 0000 8551 7345 6

Frisch gebackene Polygrafen gegautscht

mit schönem Gautschbrief aus der historischen Druckwerkstatt von «schwarzkunstwerk» im Kloster Einsiedeln



Gautschen bei der freicom ag in St.Gallen

Die Taufe beginnt mit einer Wasser-eimer-Dusche...



...und endet mit dem Bad im Brunnen.

Traditionell werden alle Lehrgänger des Berufs Polygrafie gegautscht. So auch Nina Boschetti aus Arnegg, die am 28. Juli im Brunnen beim Bahnhofspärkli in St.Gallen gegautscht wurde. Die Ostschweizerin absolvierte ihre vierjährige Ausbildung bei freicom, einer Agentur für integrierte Unternehmens- und Marketingkommunikation in St. Gallen. Die 15-Mann/Frau-Agentur im Zentrum der Stadt bildet seit mehreren Jahren bereits Polygrafen und Grafiker aus und freut sich, dass Nina Boschetti ihr grosses Talent und Können auch weiterhin ihnen einsetzt.

Der Wettergott meinte es gut mit der Lehrgängerin und bescherte ihr warme Sonnenstrahlen. Der Überraschungsangriff ihrer Arbeitskollegen klappte vorzüglich, Nina war ahnungslos und sehr überrascht. Nach einigen Fluchtversuchen wurde sie an ihren Bürostuhl gefesselt und zum Brunnen befördert – unter grossem Gelächter des freicom-Teams und von Familie und Freunden. Sie wehrte sich mit Händen und Füssen gegen das bevorstehende Bad im Brunnen. Während die Gautschmeisterin Claudia Etter den Gautschbrief – eine Art Zunftzeugnis – verlas, wurde Nina Boschetti erst auf den nassen Schwamm gesetzt, dann mit Wasser übergossen und zum Schluss in den Brunnen geworfen. Mit diesem «Ritual» sollen die Sünden und das schlechte Gewissen aus der Lehrzeit verschwinden.

Der Begriff «Gautschen» hat seinen Ursprung in der Papierherstellung. Er umschreibt das Abschöpfen des Papierbreis aus der «Bütte» (Behälter, in dem der Papierbrei aus Wasser, Leim und Zellstoff angesetzt wurde). Seit etwa dem 16. Jahrhundert ist der Brauch bekannt, die Lehrlinge zum Abschluss der Lehrzeit zu «taufen», indem man sie auf einen nassen Schwamm setzt und in einen Brunnen taucht.



Gautschmeisterin Claudia Etter

Polygrafen Nina Boschetti mit Ruth Frei und Reinhard Frei, den Inhabern der freicom ag.



Freundschaft und guter Geist

Die Drucker und Setzer der Alten Schule sind schon ein spezielles Völkchen. Das zeigte sich auch wieder einmal mehr beim Festen. Hier ist die Rede von den ehemaligen Kolleginnen und Kollegen der ehemaligen Druckerei Raeber AG in Luzern.

Nach 2005 und 2009 stand nach einer rasch verflogenen fünfjährigen Zeit das dritte Raeber-Treffen am Freitag, 23. Mai 2014, auf der Agenda. Es wurden über 80 ehemalige Mitarbeiter angeschriebenen, Setzer und Drucker. Es meldeten sich 26 an und 20 liessen sich entschuldigen. Dies dank einer guten Adressliste, aktualisiert mit Mail und Internet-Telefonbuch. Schauplatz war wieder das Bistro Papillon am Hirschengraben in Luzern.

Nun begann bei einigen auch das Rätseln nach dem Namen. Roli Hürzeler hatten wir 40 Jahre nicht mehr gesehen und mussten wie bei Roland Küttel und Hermann Schmid ein bisschen in der Vergangenheit suchen. Das Wiedererkennen war spannend und witzig.

Auf dem Programm hatte der Organisator Elmar Elbs eine Bilderschau mit Erinnerungen an 45! Jahre. Diese Fotos wurden mithilfe eines Beamers gross genug an die Wand projiziert und dazu kommentiert. Arbeit, Krampf, Freude und Spass. Gautschfeiern, Velotouren, Fussballfan-Abende, Kegelschübe und Firmenjubiläen brachten manches Ooh und Aah zum Ausdruck. Die Jubiläumsschrift «161 Jahre Firmengeschichte im Comic» und die extra aus dem Historischen Museum Luzern entlehnte «Gautschgilde-Chronik Räber» wurde eingehend bestaunt, gelesen und darüber debattiert.

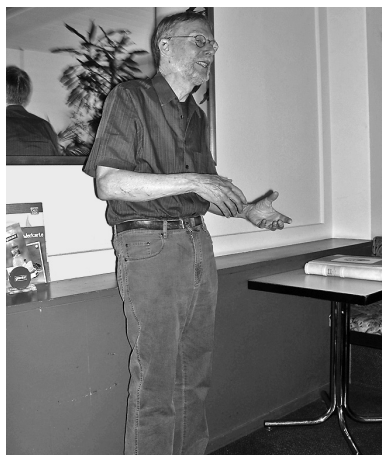
Bei genügend Bier und Schwachstrom-Getränk sowie bei einem zünftigen Faustbrot vergnügte man sich in bester Laune. Die Plätze wurden eifrig gewechselt, man wollte von jedem oder jeder wissen, was er oder sie tut. Der wieder

unter uns weilende Firmenchef Bernhard Raeber freute sich von Herzen über dem guten und toleranten Geist, der immer noch unter allen Beteiligten herrscht. In einer launigen Ansprache – wie gewohnt – dankte er dafür allen Anwesenden. Da sein runder 75. Geburtstag bald anstand, übernahm er die gesamte Zeche und machte sich, wie er sagte, selbst eine Freude. Applaus, Applaus!

Sein Wunsch war, bald wieder ein Jubiläumsgrund für das nächste Treffen zu finden.

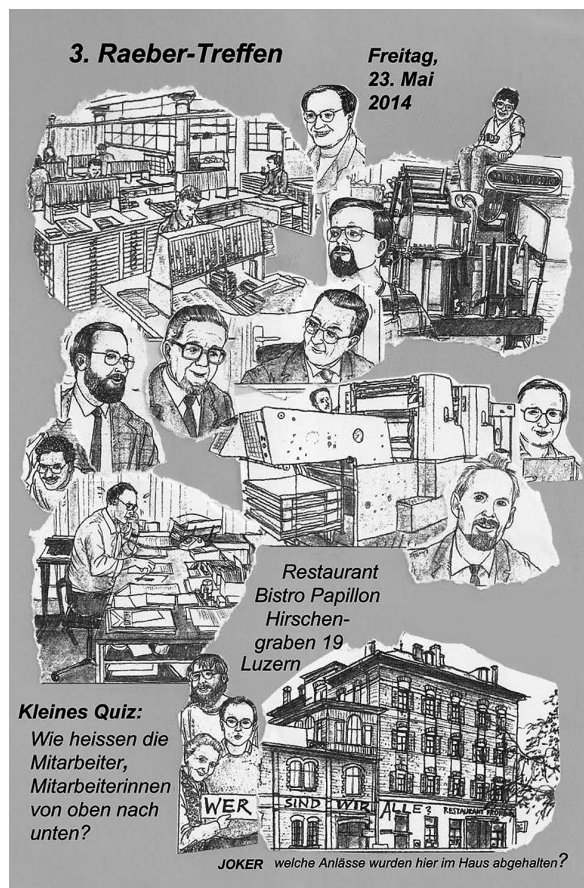
Dieser Anlass zeigt wunderbar auf, dass das Zwischenmenschliche in der grafischen Branche eine schöne Tradition. Davon künden auch die Zusammenkünfte von «schwarzkunstwerk».

Elmar Elbs



Bernhard Raeber.

RÆBER-Utensilien aus dem Historischen Museum Luzern: Gautschgilde-Chronik, Kelch, Glocke, Zepter, Bierhumpen usw.



Elmar Elbs bei seinen Ausführungen.

Es ergaben sich viele interessante Begegnungen.

